

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 124 (2012)

Artikel: Wahr ist, was uns nützt! Zur Urgeschichte im Dienst der Nationalsozialisten
Autor: Lustenberger, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-391287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wahr ist, was uns nützt!

Zur Urgeschichte im Dienst der Nationalsozialisten

WERNER LUSTENBERGER

Das Beispiel eines hoffnungsvollen deutschen Archäologen, der wiederholt auch in der Schweiz tätig war, soll aufzeigen, was mit Forschern und Forschung geschieht, wenn sie in einer Diktatur vordergründig erst gefördert, dann aber als Werkzeuge missbraucht werden und dabei ihre Freiheit und ihren guten Ruf aufs Spiel setzen.

Hans Reinerth, der Star

1923, an der Hauptversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte (SGU), referierte der Seenger Bezirkslehrer Dr. Reinhold Bosch über seine Ausgrabungen in der Risi am untern Ende des Hallwilersees und dankte bei dieser Gelegenheit dem anwesenden Dr. Hans Reinerth aus Tübingen, der ihn bei seiner Arbeit beraten hatte. Obwohl der Gast aus Deutschland erst 23-jährig war, lag sein Studium schon hinter ihm. Neben seiner Doktorarbeit über die «Chronologie der Jüngerer Steinzeit» hatte er bereits erste Ausgrabungen selbständig geleitet und über Funde in Süddeutschland und Pfahlbauten am Bodensee publiziert. Alles deutete auf eine glanzvolle akademische Laufbahn hin.

Um den jungen, eifrigen Wissenschaftler bei seinen vielversprechenden Forschungen zu unterstützen und ihm Einblick in einschlägige Projekte des Gastlandes zu gewähren, erhielt er ein Monatsgeneralabonnement geschenkt, und einzelne Mitglieder der Gesellschaft unterstützten ihn mit Geld oder gewährten Unterkunft und Verpflegung. Noch im Herbst des gleichen Jahres besuchte Reinerth zahlreiche Fundstellen und knüpfte weitere Beziehungen zu Schweizer Archäologen.

Er wurde Mitglied der SGU, nahm wiederholt an deren Jahresversammlungen teil und trat besonders im Aargau und im Luzernischen als Experte, später auch als Grabungsleiter auf. Am Hallwilersee war er im Erlenhölzli, im Freiamt im Bünzer Moos tätig, später auch bei Suhr, Häggingen, in Othmarsingen sowie beim Auswerten der Funde vom Wittnauer Horn. Die Historische Vereinigung Seetal beauftragte ihn, in den Jahren 1925–1928 die Ausgrabungen im Sarmenstorfer Zigiholz zu leiten.

Nachdem er als 25-Jähriger in Tübingen die Berechtigung erworben hatte, an Hochschulen zu lehren, hielt er auch in der Schweiz wiederholt Vorträge zu archäologischen Problemen, begutachtete Sammlungen und meldete sich in Fachzeitschriften fleissig zu Wort. Seine Beziehungen zu unserem Land gestalteten sich zunehmend enger. Er publizierte eine «Urgeschichte des Thurgau» und nahm Fundstücke nach Tübingen mit, wo man sie in spezialisierten Werkstätten des Urgeschichtlichen In-



Professor Dr. Hans Reinerth, 1935
(Acta Siculica, 181).

stituts reinigte, konservierte und für Ausstellungen herrichtete. Wiederholt führte er Besucher aus der Schweiz zu besonders interessanten Grabungen im süddeutschen Raum.

Auch die Luzerner erbatn seine Zusammenarbeit. Die Anfrage kam von Wilhelm Amrein (1872–1946), der den «Gletschergarten» leitete und damals die Prähistorische Kommission der Naturforschenden Gesellschaft präsidierte. Man wusste bereits im 19. Jahrhundert um vorgeschichtliche Siedlungen im Wauwilermoos, aber erst nach 1930 war die Zeit reif für Nachforschungen unter wissenschaftlicher Leitung. Im Sommer 1932 meldete Amrein der mitfinanzierenden kantonalen Erziehungsdirektion, man werde am 1. September mit der Arbeit beginnen. Als Grabungsleiter habe man Dr. Hans Reinerth verpflichten können. Durch seine grossangelegten Forschungen im süddeutschen Federseemoor verfüge er über reiche Erfahrung und fundierte Fachkenntnisse. Der Privatdozent der Universität Tübingen gelte gegenwärtig als bester Kenner des neolithischen Zeitalters.

Dieser Auftrag war bedeutsamer als alle bisher von Reinerth geleiteten Projekte, ging es doch bei «Egolzwil 2» um eine Fläche von über 6000 m² mit etwa vier Dutzend Häusern und das an einem Platz, den man für nahezu 10 000 Jahre als durchgehend besiedelt hielt. Die Ausbeute übertraf alle Erwartungen; in Luzern

wusste man kaum wohin mit den vielen Funden. Sensationell wirkte die Meldung im «Vaterland» vom 14. Oktober 1933, wo Reinerths Doktorand Rudolf Ströbel unter dem Titel «Die ältesten Wohnbauten der Schweiz entdeckt» den Lesern kundtat, man habe im Wauwilermoos in den letzten Tagen drei ovale Wohn- und drei kreisrunde Vorratshütten aus der Zeit um 8000 v. Chr. gefunden und sei damit in die Epoche zwischen Jung- und Altsteinzeit vorgestossen.

Im Jahrbuch 2002 der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte lesen wir über Reinerths damaliges Wirken in der Schweiz, der Star aus Tübingen werde hier «fast ausnahmslos mit offenen Armen empfangen und vielerorts in laufende Projekte miteinbezogen und fast zu allem und jedem um seine Meinung gebeten»¹.

Reibereien

Unter den Dokumenten über Grabungen im Wauwilermoos verwahrt das Luzerner Staatsarchiv eine Mappe mit der Aufschrift «Reibereien». Darin liegen Akten aus dem Jahr 1933 zu einem Kleinkrieg zwischen Dr. Reinerths Studenten und dem Polizisten Huber vom Posten Nebikon. Die ersten Vorfälle betreffen einen jungen Deutschen, der wiederholt bei Dunkelheit ohne Licht auf seinem Rad unterwegs war und, wenn er gestellt wurde, dem Polizisten dreist bedeutete, ihm habe er nichts zu befehlen – bis Huber das Velo kurzerhand konfiszierte. Nun stritt man sich ums Bezahlen der Busse.

Zweiter Akt: Die Deutschen weigerten sich, ihre Pässe vorschriftgemäss den örtlichen Behörden vorzulegen. Reinerth nahm seine Helfer in Schutz: alle seien der kantonalen Fremdenpolizei bekannt. Als Huber nachfragte und erfuhr, dass kein einziger gemeldet war, verklagte er den Grabungsleiter. Dieser wiederum gab zu Protokoll, der Polizist habe Unwahres, ja Verleumderisches behauptet; offensichtlich wolle man da die Deutschen schikanieren. Huber replizierte, Herr Reinerth habe «Angaben gemacht, die er für sich selber nicht glaubt».

Gefährlicher war das dritte Vorkommnis. In Egolzwil einquartierte Soldaten wurden beim Exerzieren von den jungen Deutschen kritisiert und verspottet. Diese waren zum Teil in Uniform mit Dolch am Gürtel erschienen, hatten dann aber noch zeitig das Feld geräumt, sonst wäre es – nach Hubers Beurteilung der Lage – beim Gasthof zum St. Anton zu ernsthaften Zwischenfällen gekommen.

Diese Reibereien wollen so gar nicht ins Bild von einer erfolgreichen akademischen Laufbahn passen. Aber sie lassen sich erklären. 1931 war Reinerth der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) beigetreten. Im laufenden Jahr, am 30. Januar 1933, hatte sich mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler der entscheidende Erfolg eingestellt. Bereits zwei Monate später war der deutsche Einparteienstaat verwirklicht und der Führer im Besitz absoluter gesetzgeberischer Vollmachten. Trägerin des deutschen Staatsgedankens war fortan eine Partei, die NSDAP.

Zur Zeit, da Reinerth in Egolzwil tätig war, trat Deutschland aus dem Völkerbund aus. Die Zeichen standen auf Sturm. Reinerth und seine gleichgesinnten Studenten fühlten sich offensichtlich auf einem Höhenflug. Als Archäologen blickten sie einer vielversprechenden Zukunft entgegen, denn im neuen Reich würde ihrer Wissenschaft eine staatspolitisch bedeutsame Mission zukommen.

Am Sitz der Luzerner Regierung nahm man die drohende Gefahr nicht wahr. So empfahl der Erziehungsrat noch am 18. Oktober 1933 in einem Zirkularschreiben allen Schulen des Kantons, Dr. Reinerths Schrift über «Die jüngere Steinzeit der Schweiz» für ihre Bibliotheken anzuschaffen. Es handle sich um eine «sehr interessante und wertvolle Orientierung über die Besiedelung der Schweiz». Die nationalistischen Gedankengänge des Autors weckten offenbar keinen Argwohn, der Pferdefuss hinter seiner Besiedlungstheorie blieb unerkant.²

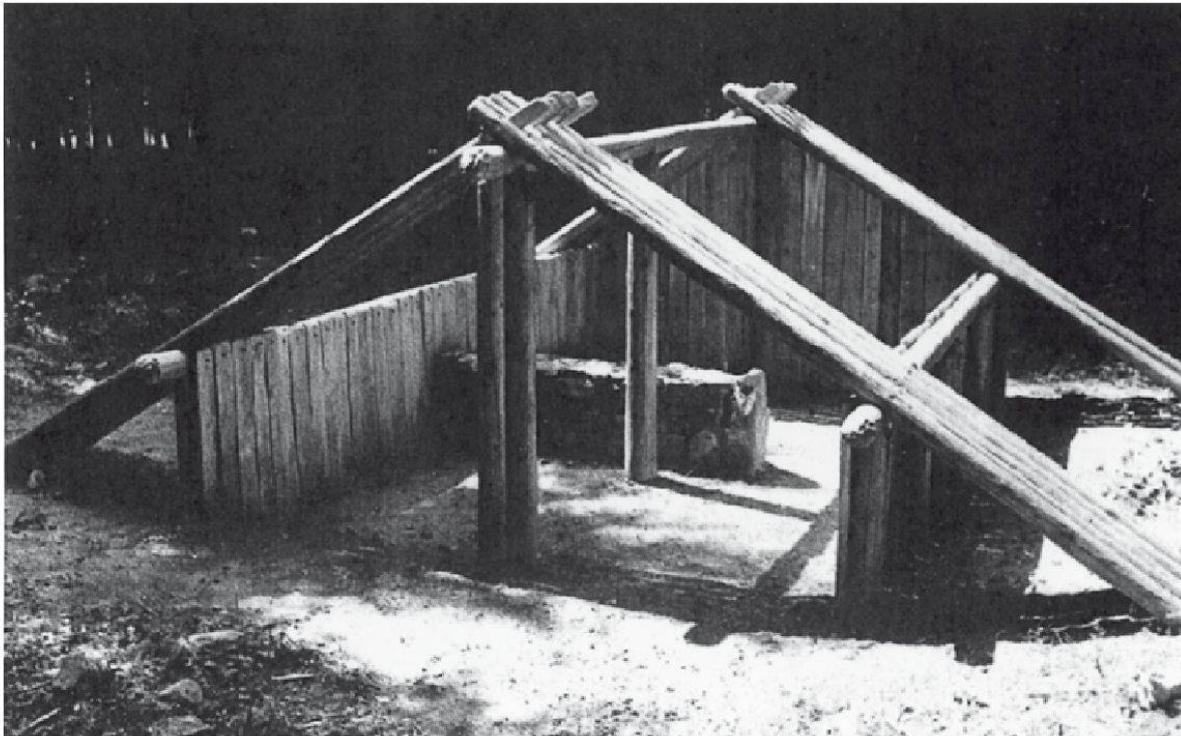
Das sah der Polizist vom Posten Nebikon schon etwas klarer, gehörte er doch zu den Ersten, die hierzulande den neuen Herrenmenschen begegnet waren.

Germanenfimmel

Kindheit und Jugend erlebte Reinerth in Siebenbürgen (Rumänien), wo er bereits als Mittelschüler einen besondern Hang zum Deutschtum entwickelte. Als er in Tübingen sein Hochschulstudium aufnahm, fand er in den Schriften des Prähistorikers Prof. Gustav Kossinna (1858–1931) sein prägendes Leitbild. Da sich dessen Germanenforschung dazu verwenden liess, den Deutschen ein Recht auf neue Siedlungsräume zuzuschreiben, waren die Nationalsozialisten an seinen Schriften in höchstem Mass interessiert. Reinerth entpuppte sich als der richtige Mann, um dieser Vision im Parteiapparat Gehör zu verschaffen.

Kossinna vertrat die Auffassung, die Urgermanen der Steinzeit hätten um den südlichen Teil der Ostsee eine überlegene Kultur entwickelt, die ausgestrahlt habe nach Osteuropa, über die Alpen hinweg nach Italien und durch den Balkan bis Griechenland. Ein neues Geschichtsbild dränge sich auf. Nicht «ex oriente lux», also nicht aus dem Osten habe das Abendland die wichtigsten Impulse zu seiner kulturellen Entwicklung erhalten, sondern aus dem Norden. Während Jahrhunderten habe eine Lüge die Geschichtsbücher beherrscht. Nun sei es an der Zeit, die sträflich unterschätzte germanische Kultur ins rechte Licht zu rücken. Weil schriftliche Zeugnisse fehlten, müssten die Spaten der Archäologen das neue Geschichtsbild rechtfertigen.

Ab 1922 beherrschte dieser völkische Ansatz Reinerths Arbeit in zunehmendem Masse. Entsprechend interpretierte er, was bei seinen Grabungen zum Vorschein kam. Ganz besonders galt dies für seine Vorstellung vom urgermanischen Haus. Es geht dabei um einen rechteckigen Pfahlbau mit lehmverstrichenen, senkrechten Flechtwänden und steilragendem Giebeldach. Im Innern trennt eine Wand die Küche vom Wohn- und Schlafraum. Die Herdstelle ist gepflastert, ebenso der Zugang zur Türe und der Weg zur Abfallgrube. Wo dieses «nordische» Haus gefunden wird, handelt es sich um Kulturgut, das Germanen bei ihrer Landnahme mitgebracht haben.



Zigiholz: Das rekonstruierte Totenhaus nach dem Wiederaufbau von 1970 (Heimatkunde aus dem Seetal 1985).

In den folgenden Jahren weitete sich der Siedlungsraum dieser Germanen in Reinerths Vorstellung mehr und mehr aus. 1937 schrieb er, die nordischen Auswanderer hätten nicht nur die steinzeitliche Kultur Kleinasiens beeinflusst, sondern sogar den Ural und den Kaukasus überschritten. Schliesslich wiederholte der Kossinna-Jünger die abstruse Behauptung, das rechteckige Haus der Germanen habe als Vorstufe für den Bau der griechischen und römischen Tempel gedient!

Selbst in Grabstätten wie derjenigen im Hügel 2 des Zigiholzes machte er einen Grundriss aus, der in allen Einzelheiten dem voll entwickelten nordischen Haus entsprach. So konnte er in seinem Beitrag zur Kossinna-Festschrift von 1938 berichten, durch die Aufschlüsse in der Sarmenstorfer Nekropole sei bewiesen, dass sich germanische Kultur selbst in ihren äussersten Vorposten als «unverfälschter Teil des nordischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit erweist».³

Die Euphorie des Grabungsleiters wirkte ansteckend. Im Zigiholz wurde das «Totenhaus» entsprechend rekonstruiert und von unzähligen Schulklassen besucht und bewundert.

Bereit für Krieg und Sieg

In der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre begannen sich die Nationalsozialisten intensiv auf den Krieg vorzubereiten. Grosse Erwartungen wurden geweckt: Der Endsieg würde es ermöglichen, ein tausendjähriges germanisches Reich zu schaffen. Auf

diese Zeit hin musste das deutsche Volk, insbesondere aber die Jugend, gründlich vorbereitet werden. Den Archäologen fiel die Aufgabe zu, den Stolz auf die vorgeschichtlichen Ahnen zu wecken. Ein «Arierparagraph» sollte die Spreu vom Weizen sondern und für Artreine den Weg ebnen. Wer nicht anhand einer Ahnentafel seine reinrassige Abstammung nachweisen konnte, war im Staatsdienst unerwünscht und vom Beitritt zur Partei ausgeschlossen.

Ein Blick aufs Menschenbild der Parteiideologen erleichtert das Verständnis für die geforderte Erziehung der Heranwachsenden. Ihnen wurde eingehämmert, dass Existenz ein ständiger Kampf um Selbsterhaltung und Lebensraum sei. Dabei obsiege der Stärkere, der «rassisch Wertvollere». Zum Überwinden entarteter Kultur brauche es einen kämpferischen Nachwuchs. In der Hitler-Jugend galt als Vorbild der Unerschrockene, Verwegene und Gewaltbereite, der herrisch auftreten und grausam sein könne. Gewalt, Krieg und Eroberungen seien legitime Mittel, um dem Herrenvolk den verdienten Platz an der Sonne zu sichern. Führer würden nicht gewählt, sie setzten sich durch und, nebenbei bemerkt, dass die Juden über keinen eigenen Staat verfügen, beweise ihre Minderwertigkeit.

Am Überlingersee änderte in diesen Jahren das grösste Haus des steinzeitlichen Pfahlbaudorfes wiederholt seine Bezeichnung. Ab 1931 hiess es «Herrenhaus», vor Ausbruch des Kriegs «Führerhaus» und nach der Niederlage «Haus des Dorfoberhauptes». Die entsprechenden Anweisungen erteilte der Direktor des Freilichtmuseums Unteruhldingen, Dr. Hans Reinerth.

Gefördert, machtbewusst, gefürchtet

Hitler ernannte 1934 Alfred Rosenberg, den Gründer des «Kampfbundes für deutsche Kultur», zum führenden Parteiideologen und erteilte ihm den Auftrag, die weltanschauliche Schulung und Führung der NSDAP zu übernehmen. Rosenberg kannte Reinerth als streitbares Mitglied seines Kampfbundes und holte ihn als Berater für germanische Vorgeschichte in sein Amt.

Reinerth zögerte nicht, sich im Dienst des hohen Parteifunktionärs nützlich zu machen, sah er darin doch eine Möglichkeit, seine Karriere zu fördern und an Einfluss zu gewinnen. Hier liess sich die Demütigung rächen, die er 1933 in Tübingen erfahren hatte, als ihm seiner extremen Ansichten und seiner diskriminierenden Kampfweise wegen bedeutet wurde, er sei eines Lehrstuhls an der Universität nicht würdig.

Nun wurden seine kühnsten Erwartungen übertroffen. An Rosenbergs Seite erlebte er einen steilen Aufstieg. 1935 erfolgte der Ruf zum ordentlichen Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Berlin sowie die Ernennung zum Direktor des Instituts für Vorgeschichte und germanische Frühgeschichte. Jetzt sass er an den Schalthebeln der Macht, konnte die einschlägige Forschung massgebend beeinflussen, und zwar so, dass die Ergebnisse dem nationalsozialistischen Weltbild entsprachen und dereinst der Neuordnung Europas dienen würden. Statt etablierte Professoren um Unterstützung seiner Stellenbewerbungen zu bitten, durfte er

jetzt darüber mitbefinden, wer förderungswürdig sei und wer nicht, was dem Dritten Reich zum Nutzen und was zum Schaden gereiche.

Reinerth hatte alle Hände voll zu tun. Für einen Bericht über seine Tätigkeit im Wauwilermoos blieb bis auf Weiteres keine Zeit.

Rosenberg konnte mit der Wahl des neuen Mitstreiters zufrieden sein. In seinem Sinn und Geist redigierte Reinerth erfolgreich zwei Zeitschriften, die den «nordischen Gedanken» verbreiteten und mithelfen sollten, die Mär von einer Unkultur der germanischen Vorfahren auszumerzen. Es handelte sich um «Mannus»-Hefte für wissenschaftlich interessierte Leser und um «Germanenerbe», eine gediegen aufgemachte, gut illustrierte Monatsschrift für ein breiteres Publikum. Ferner gehörte es zu seinen Aufgaben, Museen mit vorgeschichtlichen Beständen, einschlägige Publikationen, insbesondere Lehrmittel, sowie archäologisch interessierte Vereinigungen «gleichzuschalten», das heisst, sie der Parteidoktrin zu unterwerfen.

Reinerth ging unzimperlich ans Werk. Wer selbständig zu urteilen wagte oder gar Kritik übte, den liess er kaltstellen. Besonders schmerzlich erfuhr dies der Präsident der Römisch-Germanischen Kommission, Prof. Gerhard Bersu (1889–1964), der einst Reinerth auf dessen Bitte hin für den Tübinger Lehrstuhl empfohlen hatte. Bei Sarmenstorf wirkten die beiden 1927 nebeneinander, als der Ältere im Muri-mooshaus eine römische Villa freilegte und der Jüngere nebenan im Zigiholz ein germanisches Totenhaus rekonstruierte.

Weil Bersus Vater ein «Volljude» war und weil die Römisch-Germanische Kommission die frühen Hochkulturen ums Mittelmeer höher einschätzte als die Leistungen der steinzeitlichen Germanen, verlangte Reinerth, die Kommission sei aufzulösen und «der Jude Bersu» abzusetzen.

1935 wurde Bersu als Institutsleiter entlassen und als Hochschullehrer zwangspensioniert. Das Beispiel zeigt, dass deutsche Fachgelehrte der Vorgeschichte, die dem Weltbild der Nationalsozialisten kritisch gegenüberstanden, damals um ihre berufliche Stellung und um ihre persönliche Sicherheit fürchten mussten; dies nicht zuletzt, weil Reinerth eine Personalkartei führte, in der alle in Deutschland wirkenden Prähistoriker fichiert waren.⁴

Kurz danach, an ihrer nächsten Jahresversammlung in Vaduz und Sargans, ernannte die Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte Prof. Dr. Gerhard Bersu demonstrativ zum Ehrenmitglied.

Reinerth, der Verlierer

Gegen aussen trugen die obersten Funktionäre des «Führerstaates» unerschütterliche Kameradschaft zur Schau, während im Hintergrund Machtkämpfe tobten, wie es dem Menschenbild der Nationalsozialisten entsprach. Führungspositionen mussten ebenso dauernd erkämpft und verteidigt werden wie die Zuteilung finanzieller Mittel.

Rosenbergs gefährlichster Gegner war Heinrich Himmler (1900–1945), der sich mit seinen bewaffneten Schutzstaffeln (SS) und seiner Geheimen Staatspolizei (Ge-

stapo) neben Partei und Wehrmacht als drittstärkste Kraft im Staate etablieren konnte. Auch er wollte aus dem Instrumentalisieren der deutschen Vorgeschichte Gewinn schlagen und schuf zu diesem Zweck mit eigenen Leuten die Zeitschrift «Ahnenerbe». Da er über weit mehr Mittel verfügte als Rosenberg, gelang es ihm, den einst bevorzugten Günstling Hitlers nach und nach zu marginalisieren.

Um sich einigermaßen behaupten und sein Gesicht wahren zu können, brauchte Rosenberg eine neue Aufgabe. Er erwirkte vom Führer die Erlaubnis, sich am Kulturgüterraub in den besetzten Gebieten zu beteiligen. Seine «Arbeit» begann 1940 in Frankreich und fand zwei Jahre später ihre Fortsetzung im Osten. In seiner neuesten Eigenschaft als «Minister für die besetzten Ostgebiete» ernannte er Reinerth zum Leiter des Sonderstabs Vorgeschichte und machte ihn damit zum Komplizen im völkerrechtswidrigen «Sichern» von einschlägigen Museen und Instituten. In der Ukraine beispielsweise waren es über 300 Sammlungen, deren wertvollste Objekte geplündert wurden und über Krakau nach Bayern gelangten. Reinerth, der hoffnungsvolle Spezialist für die jüngere Steinzeit, war zum Hehler und Mittäter in einem Verbrechen grossen Stils geworden.

Die deutschen Archäologen, die sich vom Amt Rosenberg bedroht fühlten, waren unterdessen nicht untätig geblieben. Sie hatten in Himmlers Staat im Staat beim «Ahnenerbe» einen gewissen Schutz gefunden und von dort aus ihren vormaligen Peiniger eingeklagt. Der oberste Parteirichter liess sich für ein Verfahren gegen Reinerth gewinnen. Es endete zehn Wochen vor der deutschen Kapitulation mit dessen Ausschluss aus der Partei, denn er habe einst mit Juden Kontakt gepflegt und verdiente Mitstreiter der NSDAP diffamiert.

1945 brach das Tausendjährige Reich zusammen. Hitler und Himmler begingen Selbstmord, Rosenberg endete nach dem Nürnberger Prozess am Galgen. Reinerth suchte nahe der Schweizer Grenze Zuflucht auf der Reichenau und kam glimpflich davon. Zwar verlor er seinen Lehrstuhl in Berlin samt dem Professorentitel und wurde im Jahr darauf sogar verhaftet. Die Anklage lautete auf Verpolitisierung der Wissenschaft und auf ungebührliches Verhalten als Hochschullehrer.

Doch schon bald waren die Karten neu gemischt: Im Kalten Krieg galten ehemalige Nationalsozialisten als verlässliche Antikommunisten, die mit Nachsicht rechnen durften. Das Urteil gegen Reinerth von 1949 wurde vier Jahre später mit der Begründung aufgehoben, es habe sich damals vorwiegend um Rivalitäten von Wissenschaftlern gehandelt, die sich gegenseitig auszuschalten versucht hätten. Man hielt ihm sogar zugute, dass Himmlers Gefolgsleute ihn einst als Judenknecht beschimpft hatten! Reinerth durfte sich wieder Professor nennen.

Eine Rückkehr zu Forschung und Lehre im Staatsdienst blieb ihm aber verwehrt – nicht etwa durch eine obrigkeitliche Verfügung, sondern durch Vertreter seines eigenen Fachs, die im Juni 1949 in Regensburg tagten und sich in einer Resolution vom ehemaligen Repräsentanten einer nationalistisch gefärbten Vorgeschichte klar distanzieren. Ihre Ablehnung begründeten sie mit dem Schaden, den das

deutsche Ansehen durch Reinerths Lehrmeinungen im In- und Ausland erfahren habe.⁵

Ihn meiden oder wieder beiziehen?

Seinen Lebensunterhalt bestritt Reinerth nach dem Krieg mit der Leitung des privaten Pfahlbau- und Freilichtmuseums in Unteruhldingen, eine Aufgabe, die er noch während dreieinhalb Jahrzehnten mit gutem Erfolg bewältigte. Wohl erhielt er in den Anrainerstaaten des Bodensees Gelegenheit, da und dort Sondierungen vorzunehmen und sich als Berater zu betätigen, doch als Wissenschaftler blieb er zeit lebens isoliert.

Seine Versuche, sich in der Schweiz erneut nützlich zu machen, lösten gegensätzliche Reaktionen aus. Für einige war er ein hochrangiger Nationalsozialist, der



Herbst 1937: Reinerth (mit Brille) an der Seite von Reichsleiter Rosenberg.⁶

die Wissenschaft missbraucht und Völkerrecht verletzt hatte. Sie lehnten jede Art von Zusammenarbeit mit ihm kategorisch ab.

Entgegengetreten war ihm bereits vor dem Krieg Rudolf Laur-Belart (1898–1972), der 1937 die Zeitschrift «Ur-Schweiz» ins Leben gerufen und damit aufs völkische «Germanenerbe» eine Antwort gegeben hatte. Zur Geistigen Landesverteidigung während des Kriegs zählte sodann die Eröffnung eines «Instituts für Ur- und Frühgeschichte» an der Universität Basel. Nach 1945 opponierte vor allem Emil Vogt (1906–1974), der als Extraordinarius an der Universität Zürich zu wirken begann und später das Schweizerische Landesmuseum leitete. Wie die Prähistoriker Walter Drack (Zürich), Hans-Georg Bandi (Bern) und Ludwig Berger (Basel) warnte er eindringlich davor, dem ehemaligen Reichsamtseiter der NSDAP je wieder die Hand zu reichen.

Es gab aber auch Schweizer, die in Reinerth den ausgewiesenen Kenner der Steinzeit sahen und seine Bereitschaft schätzten, auf Abruf anzureisen und seine Dienste zur Verfügung zu stellen. So dachte man vor allem in den Kantonen Luzern und Aargau. Dazu zwei Beispiele: Hermann Gamma (1901–1955), der nun die Luzerner Prähistorische Kommission präsidierte, bat ihn nach dem Krieg wiederholt um einen wissenschaftlichen Grabungsbericht zu Egolzwil 2. Reinerth sagte stets zu, zog aber die Sache immer wieder in die Länge und hielt, was vereinbart war, nicht ein. Daran änderte auch eine Aussprache unter der Leitung von Regierungsrat Walter Gut vom 18. August 1972 nichts. Einmal mehr stellte Reinerth Bedingungen, versprach die Arbeit abzuschliessen und liess dann den Termin verstreichen.

Man kam ihm entgegen und liess ihn 1974 und 1975 am Material aus dem Wauwilermoos arbeiten, erst in Emmenbrücke, wo die Funde deponiert waren, dann in der ehemaligen Strafanstalt Sedel über dem Rotsee und 1977 im Naturhistorischen Museum. Wohl war man über den Nationalsozialisten Reinerth im Bild, kannte seine Hinhaltetaktik zur Genüge und wusste, dass vier Jahrzehnte nach einer Grabung kein qualitativ befriedigendes Ergebnis mehr zu erwarten war. Dennoch hielt man den Kontakt aufrecht, weil die Funde, auf die man stolz war, ohne Grabungsbericht ihren Wert einbüssten.

Der Tübinger Professor Wolfgang Kimmig sollte recht behalten, als er 1974 in einem Gutachten zuhanden des Luzerner Naturhistorischen Museums festhielt, der skrupellose Reinerth betrachte die von ihm ergrabenen Befunde als persönliches Eigentum und werde den schon so oft in Aussicht gestellten Schlussbericht bestimmt nie abliefern.⁷

Das andere Beispiel: Im Zigiholz bei Sarmenstorf war die Rekonstruktion des Totenhauses aus dem Jahr 1927 vermodert und die Umgebung verwahrlost. Seit Jahren schon blieben die Besucher aus. Im Einvernehmen mit Dr. Wiedemer, dem amtierenden Aargauer Kantonsarchäologen, beauftragte die Historische Vereinigung Seetal Dr. Reinerth damit, die Anlage wiederherzurichten. Man war davon überzeugt, dass er wie kein anderer dazu in der Lage sei.

Im Spätherbst 1970 nahm er mit einem Assistenten und zwei Handwerkern die Arbeit auf. Weil er das in Steinzeittechnik bearbeitete, fertig zugeschnittene Holz gleich mitbrachte, liess sich der Wiederaufbau innert vier Tagen bewältigen. Es entstand in etwas massiverer Ausführung eine genaue Kopie der ursprünglichen Fassung. Die Auftraggeber sprachen dem Professor und seinen Helfern den «uneingeschränkten Dank» für ihre Mühe und für die freundliche Zusammenarbeit aus.⁸

Als bekannt wurde, dass man Reinerth erneut zu Arbeiten im Zigholz beigezogen hatte, intervenierten Emil Vogt beim Gemeinderat von Sarmenstorf und Ludwig Berger bei der Erziehungsdirektion des Kantons Aargau, wobei der Basler seine Warnung mit der Bemerkung schloss, er hoffe, es habe sich bei diesem Auftrag «um einen einmaligen Betriebsunfall» gehandelt.⁹

Ungefähr zur selben Zeit war Reinerth auch bei erneuten Untersuchungen im Bünzer Moos und östlich von Birmenstorf beim Begutachten eines Grabhügels am Ötliberg anzutreffen. Da ist es weiter nicht verwunderlich, dass die Freiämter Zeitung vom 22. Mai 1970 anlässlich des 70. Geburtstags unter dem Titel «Ein Leben für die Vorgeschichte» Reinerths Verdienste beim Erforschen der hiesigen Vorzeit würdigte und dabei auf nicht weniger als zwölf Wirkstätten zwischen Boden- und Bielersee hinweisen konnte. Seine nationalsozialistische Vergangenheit hingegen wird in diesem Beitrag aus dem Umkreis seiner deutschen Mitarbeiter mit keinem Wort erwähnt. – Mit dem Aargauer Prähistoriker Max Zurbuchen blieb Reinerth noch bis 1984 in brieflichem Kontakt.

Fachkompetent, aber voreingenommen und stur

Reinerths Lebenswerk hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Zweifellos war er ein herausragender Vertreter seines Fachs, ein aufmerksamer, scharfer Beobachter und erfahrener, findiger Praktiker. Auch in den Hilfswissenschaften kannte er sich aus. Zudem erwies er sich beim Vermitteln seiner Kenntnisse als geschickter Didaktiker, sei es beim Konzipieren von Ausstellungen, beim Fördern des Modellbaus oder beim Ausgestalten seines Freilichtmuseums.

Doch all das führte nur teilweise zum Erfolg, weil er meist voreingenommen an die Arbeit ging. Mithilfe der Wissenschaft versuchte er, das Selbstverständnis der Deutschen in seinem Sinn und Geist zu wecken, zu läutern, zu festigen. Dass er dabei allzu oft das Ross am Schwanz aufzäumte, erkannte früh schon der Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Eugen Tatarinoff (1868–1938). Bei einer Rezension von Reinerths Schrift über «Die jüngere Steinzeit der Schweiz» warf er ihm 1927 vor, «dass er Theorien, die er sich in seiner Idee ausgebildet hat, für richtig annimmt und sie dann mit grossem Scharfsinn zu beweisen versucht [...]». Zwei Jahre später kritisierte Tatarinoffs Nachfolger, Karl Keller-Tarnutzer (1891–1973), in derselben Zeitschrift Reinerths Rekonstruktion des Totenhauses als gefährlich, weil mit solchen Installationen «die subjektiven Anschauungen des Ausgräbers einen bleibenden Ausdruck finden».¹⁰

Wer heute das Zigiholz besucht, findet kein Totenhaus mehr vor. Die von Reinerth gepflasterten Mäuerchen sind ebenso verschwunden wie der Steinkreis und die Palisade. Auf alle interpretativen Elemente musste verzichtet werden, denn: «Die Vorstellungen von damals waren von einer bestimmten Weltansicht geprägt, denen heute nicht mehr zugestimmt werden kann.» Dasselbe gilt für Egolzwil 2, wo einst verkündet wurde, dass «die zweckmässige Anlage der Wehrbauten für eine straffe politische und kriegerische Organisation dieses indogermanischen Dorfes» spreche. In beiden Fällen erwies sich Reinerths Überzeugung, er könne mit seiner Arbeit zum Aufbau eines neuen grossen Reichs beitragen, als trügerische Hoffnung.¹¹

Zwiespältig ist das Bild auch seines Charakters wegen. Er war zu selbstsicher und von seinen Erfolgen allzu verwöhnt, um seine Arbeit kritisch zu hinterfragen. Älteren Kollegen gegenüber konnte er überheblich, ja verletzend auftreten. Als Nationalsozialist war er kein Mitläufer, sondern ein überzeugter Parteigänger, der noch 1970 im Gespräch mit Karl Baur, dem Präsidenten der Historischen Vereinigung Seetal, beteuerte, es habe sich bei all den Schreckensbildern von Konzentrationslagern bloss um Propaganda der Amerikaner gehandelt. Von Einsicht oder Reue keine Spur.

Bei soviel Borniertheit ist die Gefahr gross, Reinerths innovative Methoden beim Erforschen der Vorgeschichte zu übersehen. Es befinden sich beachtliche Pionierleistungen darunter. So nützte er früh schon neuartige Hilfsmittel wie die Pollenanalyse, um Vegetation, Anbau und Ernährung zu erforschen, oder die Planfotografie, mit der sich von einem Gerüst aus der Fortgang einer Grabung dokumentieren liess. In seichten Gewässern setzte er Caissons ein und pumpte das Wasser ab, um unter dem Seespiegel Areale von ungefähr 12 m² zu erkunden. Bereits im Wauwilermoos

Zigiholz: Der wiederaufgebaute Befund des einstigen «Totenhauses», Herbst 1997 (Fetz, in: Archäologie der Schweiz 1998, S. 21).



machte er von der Dendrochronologie Gebrauch, um ausgegrabene Hölzer anhand der Jahrringfolge zeitlich verblüffend genau zu bestimmen, und beim Erkunden des Seegrundes mithilfe von Tauchern zählte er zu den Initianten. – Aber was nützen der Forschung raffinierte Techniken, wenn sie nicht unvoreingenommen verwendet werden?

1990 ist Reinerth verstorben. Der Rückblick auf sein Wirken hat auch für uns Heutige seine Berechtigung, weil es dabei um das Spannungsfeld zwischen Wahrheitssuche und Machtstreben geht. Wo ein Führer wie Hitler verkündete: «Nicht der Staat befiehlt uns, sondern wir befehlen dem Staat!», da kommt ein Wissenschaftler nur zum Forschen, Lehren und Publizieren, wenn er mitmarschiert. Der Preis ist allerdings hoch. Auf Freiheit, selbständiges Urteilen und auf den Kompass des eigenen Gewissens muss er verzichten.

Im Gegensatz zu vielen andern hat Reinerth darunter kaum gelitten, weil seine wissenschaftliche Tätigkeit – nach seinen eigenen Worten – auf weiten Strecken dazu bestimmt war, den Neubau Germaniens vorzubereiten.¹² Was viele seiner Kollegen als Tragik empfanden, liess ihn kalt. Wer vom Ehrgeiz getrieben nach Macht und Ruhm strebt, hält für wahr, was ihm nützt. Das war auch bei Reinerth nicht anders.

Anhang

Ungedruckte Quellen

StA LU AKT 47/2706 und 411/543

Archäologischer Dienst des Kantons Luzern, Dossier
Reinerth

Gedruckte Quellen

Jahresberichte der Schweiz. Gesellschaft für

Urgeschichte, Aarau 1922–1925

Heimatkunde aus dem Seetal, Seengen 1955–1971

Jahresberichte der Naturforschenden Gesellschaft
Luzern, 1955–1973

Literatur

Baur, Karl: Restaurierung der archäologischen Denkmäler in Sarmentorf, in: Heimatkunde aus dem Seetal, Seengen 1971.

Bollmus, Reinhard: Das Amt Rosenberg und seine Gegner, München 2006.

Fetz, Hermann: Renovation eines spätneolithischen Grabhügels im «Zigiholz» in Sarmentorf, in: Archäologie der Schweiz 1998.

Funkenberg, A. (Hrsg.): Haus und Hof im nordischen Raum, bearbeitet von Hans Reinerth, Leipzig 1937.

Lüscher, Geneviève: Pfahlbauforscher im Dienste der Nazi, in: Weltwoche 14. 1. 2002.

Müller, Felix u. a.: Germanenerbe und Schweizertum, in: Jahrbuch der Schw. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 2003.

Nielsen, Ebbe: Die späteiszeitliche Fundstelle Schötz-Fischerhäusern, in: Heimatkunde des Wiggertals, Willisau 1997.

Reinerth, Hans: Die jüngere Steinzeit der Schweiz, Augsburg 1926.

Reinerth, Hans: Haus und Hof im vorgeschichtlichen Norden, in: Funkenberg, Alexander (Hrsg.): Haus und Hof im nordischen Raum, Leipzig 1937.

Reinerth, Hans: Das nordische Haus der Steinzeit in Süddeutschland und in der Schweiz, in: Funkenberg, Alexander (Hrsg.): Haus und Hof im nordischen Raum, Leipzig 1937.

Reinerth, Hans: Vorwort, in: Vorgeschichte der deutschen Stämme, Band I, herausgegeben vom Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP, Leipzig 1940.

Reinerth, Hans: Die Urgermanen, in: Vorgeschichte der deutschen Stämme, Band I, herausgegeben vom Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP, Leipzig 1940.

Reinerth, Hans und Bosch, Reinhold: Das Grabhügelfeld von Sarmentorf, in: Anzeiger für schw. Altertumskunde, Zürich 1929.

Rey, Toni: Über die Landesgrenzen. Die SGU und das Ausland zwischen den Weltkriegen im Spiegel der Jahresberichte, in: Jahrbuch der SGU, 2002.

Schöbel, Gunter: Hans Reinerth (1900–1990), Karriere und Irrwege eines Siebenbürger Sachsen in der Wissenschaft während der Weimarer Zeit und des

Totalitarismus in Mittel- und Osteuropa, in: Acta Siculica 2008.
Ströbel, Rudolf: Die Pfahlbauten des Wauwiler Mooses, Luzern 1938.

Wey, Othmar: Die Ausgrabungen Reinerths vor 66 Jahren, in: Heimatkunde des Wiggertals, Willisau 1999.

Anmerkungen

¹ Rey 2002, S. 235.

² StA LU, AKT 411/543.

³ Reinerth bei Funkenberg 1937, S. 17f. und Fetz 1998, S. 20.

⁴ Bollmus 2006, S. 155f.

⁵ Schöbel 2008, S. 175.

⁶ Zur Verfügung gestellt vom Freilichtmuseum und Forschungsinstitut Unteruhldingen (D), welches unter der gegenwärtigen Leitung die dunkeln Jahre der Nazi-Herrschaft vorbildlich aufgearbeitet hat

(s. G. Schöbel, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, Museumsgeschichte; Teil 1, 1922-1949, Unteruhldingen 2001).

⁷ Archäologischer Dienst des Kantons Luzern, Dossier Reinerth.

⁸ Heimatkunde aus dem Seetal 1971, S. 6f.

⁹ Rey 2002, S. 248.

¹⁰ SGU-Jahrbücher 1927 und 1929.

¹¹ Fetz 1998, S. 22; Reinerth bei Funkenberg 1937, S. 85; Ströbel 1938, S. 9.

¹² Reinerth 1940, S. IX.